

Aus handschriftlichen Aufzeichnungen übertragen.

Predigt an einem Todessonntag

Über unseren Friedhöfen, über unseren Gräbern ist das Kreuz aufgerichtet, das Kreuz Jesu. Wir können unsere Blicke nicht auf das Kreuz richten, ohne dass unsere Ohren das Wort des Gekreuzigten hören, in dessen Licht - oder auch Schatten – das Kreuz steht: „Mein Gott ..., warum hast du mich verlassen“.

Uns verbindet in dieser Stunde das Andenken an den Tod im Angesicht des Kreuzes Christi. Wir gedenken dessen, dass alle Menschen sterben müssen – manche unter uns denken mit gutem Grund daran, wie nahe mir mein Ende, ihm sein Ende – andere gedenken derer, die von ihnen gingen, deren Gräber wir in diesen Tagen schmücken – und gewiss sind auch solche unter uns, denen unvernarbte Wunden schmerzen und bluten, wenn sie an den lieben Menschen denken, der von ihrer Seite oder aus ihrer Mitte gerissen wurde.

Schmerz und Klage, Frage und Anklage, Neugier und Resignation, Angst und Hoffnung, Trostlosigkeit und Erwartung von Trost fließen zusammen zu einem grauen Strom und dieser Strom trifft auf das Wort des sterbenden Jesu: „Mein Gott ... was / warum/wozu Hast du mich verlassen“.

Reißt dies Wort Jesu uns nicht allesamt in einen Abgrund der Trostlosigkeit und der Hoffnungslosigkeit – an einem Tage, an dem wir angesichts des Todes gerade Trost und Hoffnung brauchen – und von einer Stätte aus, von der wir Licht und Leben, Heil und Frieden erwarten, nämlich von der Schädelstätte, dem Kreuz von Golgatha? Eines jedenfalls ist sicher: Billigen, leichten Trost bekommen wir in dieser Stunde aus dem Bericht von Jesu Todesstunde nicht. Das sollte uns freilich nur umso begieriger machen, auf Jesu Sterbenswort zu hören. Denn gegenüber dem leichten Trost angesichts des Todes haben allemal diejenigen recht, die sagen, angesichts des Todes gebe es überhaupt keinen Trost.

Gott tröstet uns nicht leichtlich über den Tod hinweg. Er lässt uns ja sterben. Trost kann es nur im Aushalten des Todes geben, im Aushalten unseres Todes und im Aushalten des Todes Jesu, im Ertragen seines: „Mein Gott ...du hast mich verlassen“. Der Totensonntag wird nicht leichtlich zum Ewigkeitssonntag, wie es denn Ostern nicht ohne Karfreitag und ohne das Grab, wie es Gnade nicht ohne die Buße / das Gericht gibt.

Was ist dies: Du hast mich verlassen? Es ist das Gericht, Gottes Gericht.

Wenn wir Gott verlassen, ist das noch nicht das Gericht.

Wenn wir Gott absagen, ist das noch nicht das Gericht.

Wenn wir Gott leugnen, ist das noch nicht das Gericht.

Wenn wir Gott fluchen, ist das noch nicht das Gericht.

Aber wenn Gott uns verlässt: Das ist das Gericht. Das ist das Nichts. Das ist der ewige Tod.

Jesus stirbt unseren Tod, den Tod, den wir alle sterben. Er steht unter dem Gericht, unter dem wir alle stehen. Daher können wir uns mit unserem Tod, mit allem Tod, nicht mehr von diesem Tod, von diesem Gericht dispensieren. Von Gott verlassen – das ist unser Tod, unter diesem Gericht stehen wir.

Der Tod ist die Quittung für unsere Sünde, sagt Paulus.

Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen und dein Grimm, dass wir so plötzlich dahin müssen, heißt es im 90. Psalm.

In meiner alten Gemeinde wurde an jedem offenen Grab der 90. Psalm gelesen. Einmal hatte ich einen angesehenen Mann zu beerdigen, der sein Leben außerhalb der Gemeinde verbracht hatte, aber in der alten Heimat begraben werden wollte. Ich las auch den 90. Psalm: Das macht Seine Witwe kam hinterher betroffen zu mir: Warum ich das bei ihrem Mann gelesen habe? Ich sagte ihr, in dieser Gemeinde werde der 90. Psalm an jedem Grab gelesen: Bei einem unschuldigen Kind und bei einem ortsbekanntem Bösewicht – auch wenn der Pfarrer beerdigt wird.

Ich weiß nicht, ob sie das in der Stunde ihres großen Schmerzes hat verstehen können. Aber wir sollten es verstehen, auch wo unser Herz gefüllt ist mit dem Schmerz um den Tod eines lieben Menschen: Der Tod, das Gewisseste unseres Lebens, ist die Quittung für das menschliche Wesen. Nicht ist dieser oder jener Tod das Gericht über diese oder jene Schuld. Jeder einzelne Tod, unser aller Tod, ist Gottes Gericht über uns alle. Hier ist kein Unterschied.

Der Schmerz über den Tod macht Unterschiede. Es ist ein großer Unterschied, ob Eltern ein Kind genommen wird oder ob Kinder von Eltern Abschied nehmen, die alt und lebenssatt sterben. Aber im Tod selbst ist kein Unterschied mehr. Er macht uns alle gleich. Dies erkennen wir im Todesschrei Jesu, der unser aller Tod stirbt: „Mein Gott ...“.

Aber in diesem Schrei Jesu wird uns zugleich der Weg durch das Gericht hindurch gewiesen. Ich sage: durch das Gericht hindurch; nicht: an dem Gericht vorbei. Jesu Schrei vertröstet uns nicht. Er tröstet uns inmitten der schrecklichen Wirklichkeit des Todes. Aber wie? Ist es nicht ein Schrei der Verzweiflung? Nein, es ist kein Schrei der Verzweiflung. Gewiss: Jesus spricht die Wahrheit unseres Todes unmissverständlich aus: Von Gott verlassen; Gottes Gericht; da stehen wir ohne Unterschied. Aber er spricht diese Wahrheit vor Gottes Angesicht aus. Mein Gott, sagt er, mein Gott! In diesem „Mein Gott“ ist die Gottverlassenheit nicht aufgehoben; aber in diesem „mein Gott“ ist das Gericht Gottes angenommen.

Jesus, der unseren Tod stirbt, gibt Gott im Tode recht. Er akzeptiert Gottes Gericht über alles menschliche Wesen. Der Gott, der im Tode richtet, ist sein Gott. Dass Gott dem Menschen gegenüber recht behält, ob der Mensch will oder nicht, das zeigt der Tod. Gott auch recht geben, das ist im Tod der Weg des ewigen Lebens, der Weg von Karfreitag zu Ostern.

Denn was ist das menschliche Wesen, das im Tode unter dem Gericht Gottes zerbricht? Nicht, dass wir dies oder jenes Böse gedacht oder getan haben! Gott sitzt weder dem Amtsgericht noch dem Schwurgericht vor. Sondern dass wir, ob Gute oder Böse, Gott nicht Gott sein lassen; dass wir mit unserem Leben unsere und nicht Gottes Ehre suchen.

Gott im Tode recht zu geben, das bedeutet deshalb mehr als das oft so unverbindliche Bekenntnis, dass wir alle Sünder sind. Gott recht geben, das heißt z. B., die Klage und die Anklage vor seinem Angesicht verstummen zu lassen, auch wenn er uns noch so hart, so unverständlich, so ungerecht dem Tod entgegensandte, Gebete nicht erhörte, Fragen nicht beantwortete.

Gott recht geben, das heißt auch, es nicht für angemessen zu halten, wenn wir über unserem Grab gelobt werden, statt dass er gelobt wird bis in Tod. Gott recht geben, das schließt auch aus, dass als letztes Wort über unserem Leben geschrieben steht, es sei ein Leben gewesen, das sich in Arbeit und Mühe und Liebe verzehrte – denn damit hätten wir uns dem Gericht Gottes noch nicht gebeugt, vor dem auch unsere besten Taten nicht bestehen.

Ja, Gott recht geben, das verbietet auch, dass wir im Angesicht unseres Todes an unserer Frömmigkeit festhalten, als würde sie nicht wie alles Unsrige vom Gericht Gottes verschlungen.

Wer Gott recht gibt, beugt sich im Tode ganz unter das Gericht Gottes und bekennt als Gerichteter: Mein Gott, mein Gott Der Herr tötet und macht lebendig; er führt in die Hölle und wieder heraus. Einen anderen Weg zum Leben gibt es nicht.

Aber wer gibt ihm recht?

Der sterbende Jesus wird von Spöttern umgeben. Die Soldaten würfeln um seine Habe. Die Vorübergehenden schütteln die Köpfe. Die Oberpriester spotten über ihn. Die Verbrecher zu seiner Seite lästern über ihn. Und als er stirbt, verhöhnen ihn die Herumstehenden. Sie drehen ihm das Wort im Munde herum und machen aus dem „Eli, Eli“ (Mein Gott...) ein „Elia“: Er ruft Elia; wir wollen sehen, ob Elia kommt und ihm hilft.

Sie spotten dem Sterbenden und damit spotten sie ihres eigenen Todes. Sie spotten dessen, der gerichtet wird und spotten so des Gerichtes Gottes, das sich hier, für alle beispielhaft, vollzieht. Sie spotten ihres eigenen Gerichtes.

Der Mensch unserer Tage hat diesen Spott verfeinert. Die Medizin hat den Tod fast ganz in das Alter verschoben und aus dem Leben entfernt. Das Sterben wird in die Kliniken abgeschoben. Die Friedhöfe, die einst inmitten von Dörfern und Städten um die Kirche lagen, so dass Lebende und Tote beieinander wohnten, sind an den Rand gedrängt und ein Meer von Grün und Blumen macht den Totenacker zu einem erholsamen Park. Wir begegnen dem Tod nur noch selten und sind darum hilflos, wenn er plötzlich zupackt.

Dem Menschen unserer Tage wird es leicht gemacht, nicht mehr zu bedenken, dass wir sterben müssen und darum auch nicht mehr des Gerichtes Gottes zu gedenken, dass über uns schon gesprochen ist.

Das ist unsere Art, über Tod und Gericht zu spotten, damit wir etwas gelten können bis in den Tod. So unterscheidet sich Mensch unserer Tage gar nicht so sehr von den Terroristen, die noch mit ihrem Selbstmord eine letzte große revolutionäre Tat vollbringen wollten.

Es gibt nur einen, der an Jesu Todestag mit Jesus Tod und Gericht auf sich nimmt, und der weiß nicht einmal, wie ihm geschieht. Das ist Simon von Kyrene, der vom Felde kommt und der gezwungen wird, das Kreuz Jesu zu tragen. Aber er weist uns darauf hin, was es heißt, dass Jesus für uns, an unserer Statt, dass Jesus unseren Tod stirbt. Er zeigt uns, dass es an uns ist, dem Gekreuzigten zu folgen und mit Jesus zu sterben. „Mit Jesus sterben“ – das geschieht nicht erst in unserer letzten Stunde.

Dem Gericht Gottes sich zu beugen- das heißt, mitten im Leben dem Gekreuzigten nachfolgen. Die Kreuze auf den Gräbern sind für die Lebenden aufgestellt, damit sie richtig leben und sterben können.

Wer Gott recht gibt – so wie Jesus ihm total recht gab –, der lebt schon richtig und der kann getrost sterben. Er ist im Gericht Gottes dem Gericht entnommen.

Ich sagte, Simon weiß nicht, was ihm geschieht. Er wird gezwungen, das Kreuz Jesu zu tragen. Aber wissen wir sicher, wie es geschieht – wenn es denn geschieht-, dass wir im Gericht des Todes das anbetende „Mein Gott“ spreche? Können wir das denn? Oder begegnet uns das nicht ebenso unberechenbar, unmachbar wie dem Simon der Zug mit dem Gekreuzigten.

Ach ja, es wäre anders, wenn der Tod nur ein Fenster wäre, das den Blick ins Paradies öffnete; eine Tür, die man leichthin in das ewige Leben durchschreitet. Aber der Tod ist Gottes Gericht, das Nein zum menschlichen Wesen; der Tod ist das, was wir sehen, ein offenes Grab, ein vernagelter Sarg, die

dröhnenden Erdschollen.

Nein, mit unseren irdischen Augen, die auch sterblich sind, schauen wir nicht hinüber.

Die Hoffnung über den Tod hinaus entsteht darum nicht am Rande unseres Lebens, so wie niemand etwas von Ostern ahnte, als der Stein vor Jesu Grab gerollt wurde.

Die Hoffnung auf ewiges Leben entsteht inmitten dieses Lebens, wo immer wir im Zeichen des Kreuzes zum Tode vorlaufen und Gottes Gericht anerkennen, wo immer wir Gott – Gott allein – die Ehre geben.

Denn was Anderes können wir vom ewigen Leben wissen, als dies, dass ewiges Leben jenes Leben ist, in dem Gott ewig seine Ehre bekommt, die wir ihm hier vorenthalten. Das aber ist Leben aus dem Tod und dies Leben kann beginnen, wo wir wie mit Christus sterben und Gott zu loben anfangen.

So wie es Volkmars Leander in dem Märchen „Von Himmel und Hölle“ erzählt hat.

Ein Reicher und ein Armer ziehen nach ihrem Tode die Himmelsstraße entlang. Petrus empfängt sie an der Himmelspforte und fordert jeden auf, ihm zu sagen, was er wünsche. Der reiche Mann sagte, er wolle ein großes goldenes Schloss haben, so schön, wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und abends jeden Tag etwas anderes. Weiter wolle er einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passiere.

Nach tausend Jahren besucht Petrus ihn in seinem Schlosse und fragt, wie es ihm gehe. Da wurde der reiche Mann bitterböse:

„Wie es mir gefällt? Schlecht gefällt mir's, ganz schlecht. So schlecht, wie es einem nur in so einem nichtswürdigen Schloss gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, dass man es hier tausend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man sieht nichts; niemand bekümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es, mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl, du bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloss gehört zur Hölle.“

Das Entsetzen des reichen Mannes war groß. Petrus will ihn etwas trösten und führt ihn auf den Boden, von wo aus man durch ein Astloch in den Himmel sehen kann. Der reiche Mann stellt sich auf die Zehenspitzen und schaut durch.

„Ach“, rief er aus, „das ist ja so wunderschön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?“

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zusammen heraufgekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genauso wie du dein Schloss.“

Als er dies gesagt hatte, ging er still fort, ohne dass es der Reiche merkte.

So schwer ist es mit der Hoffnung auf das ewige Leben: Wir müssen mit einem Fußbänkchen zufrieden sein. Wer wäre das schon?

Und so leicht ist diese Hoffnung, dass wir den entscheidenden Schritt jetzt schon tun können: Uns mit allem, was wir sind und haben, fragen und klagen in den Tod gehen, uns auf das Fussbänkchen zu setzen und bedenken, dass es der Anfang und der Grund des ewigen Lebens und Lobens ist, mit Jesus und um seinetwillen in der Gottverlassenheit zu sprechen: Mein Gott....

Dieser Ruf ist schon erhört.

Lobe den Herren, oh meine Seele,
ich will ihn loben bis in den Tod.